

Im Wittgensteiner Land.

Von Tony Kellen (Essen).

I.

Das Wittgensteiner Land liegt abseits von den großen Heeresstraßen. Jahrhundertlang bildete es einen der Miniaturstaaten, die der wachsenden Großmacht Preußens ihre Selbständigkeit opfern mußten. Jetzt ist es nur mehr ein Kreis der Provinz Westfalen, deren südliche Spitze es bildet. Es bietet des Interessanten so viel, daß ich auf meiner Wanderung durch das Sauerland mich entschloß, auch nach dem Wittgensteinschen hinüberzupilgern. Eine Bahnverbindung nach dort gibt es nicht, man müßte denn einen sehr weiten Umweg machen, aber Land und Leute lernt man auch besser durch Fußwanderungen kennen, und so schlug ich denn von meinem Quartier am Fuße des hohen Asten den Weg durch die Wälder ein, die sich ohne Unterbrechung nach dem Wittgensteiner Lande hinüberziehen.

Wie man weiß, bildet der Astenberg im Sauerlande, der bedeutsamste Berg Westfalens, einen Grenzpfiler zwischen dem sächsischen und fränkischen Teil des Landes. Nördlich von dem Gebirgsrücken des Rothaar- oder Rottlagergebirges wohnen Sigambrier, Sachsen, Westfalen mit niederdeutscher Sprache, südlich aber Chatten, Franken, Nassauer mit hochdeutscher Sprache. Früher war der trennende Gebirgszug noch durch alte Wallhecken und Schanzen verstärkt, deren Ueberreste uns noch Nachricht geben von den einstigen Kämpfen hüben und drüben. Dieser massige Gebirgsrücken zieht sich südlich und südwestlich vom Astenberg auf den Ederkopf hin und steigt in einzelnen Gipfeln bis zu 700 m. Der Name Rothaargebirge ist übrigens beim Volke selbst nicht üblich. „Haar“ heißt Höhe, während die Bezeichnung rot von der Farbe des eisenhaltigen Tonschiefers herrührt. Das Gebirge verzweigt sich nach Südosten ins Wittgensteinsche in einer durchschnittlichen Höhe von 500 m. Nach Süden aber erstreckt es sich ins Siegerland bis zum kahlen Rücken „Auf der kalten Eiche“ und bis zu den letzten Ausläufern des rheinischen Westerwaldes.

Die vielen Bergkuppen sind mit Wald bedeckt, während in den Muldentälern Wiesen und Felder sich ausbreiten. Ein helles Glockengeläute dringt uns aus dem Tal entgegen, während wir der Chaussee folgen: die Kühe und Ziegen, die da unten weiden, tragen alle Glöckchen am Hals.

Nach mehrstündiger Wanderung durch den Hochwald, auf der man nur durch einen anliegenden Vogel oder einen hackenden Specht im stillen Träumen gestört wird, freut man sich, wieder in die Nähe menschlicher Wohnungen zu kommen. Aber von Ortschaften ist nicht viel zu sehen, ob man nun der Chaussee folgt oder von Oberkirchen aus einen oft recht schlechten Pfad durch den Wald benutzt. Und doch sind einzelne kleine Dörfer und Weiler in der Gegend zerstreut. So zweigt z. B. eine Straße ab nach Girkhausen, das einst ein ziemlich bedeutender Ort war. In Girkhausen und den umliegenden Ortschaften ist ein eigenartiges Gewerbe im Betrieb, das uns an die bayerischen und Tiroler Alpen erinnert. Hier ist das Ackerfeld schmal und der Ertrag gering, aber Holz ist in Fülle vorhanden, und deshalb verfertigen die Bewohner aus ihm hölzerne Löffel und andere Schnitzwaren, nicht gerade künstlerisch, aber für den Gebrauch in Küche und Keller geeignet. Die Gefäße und Geschirre aus Buchen- und Ahornholz bilden einen wichtigen Erwerbszweig der armen Bewohner dieses schönen Tälchens. Meist wandern diese selbst als Hausierer in nahe und ferne Gegenden, um ihre Waren abzusetzen. Im Winter finden sie sich jedoch in ihrer Heimat wieder ein.

Nach einer langen Wanderung erblicken wir auf einem ziemlich steilen Abhang des Rottlagergebirges das Städtchen Berleburg, den Hauptort des Wittgensteinerlandes. Von dem Schloß, der Residenz des Fürsten von Sayn-Wittgenstein, ist kaum etwas zu sehen, da der mäßig hohe Bau mitten in einem großen Park liegt. Die zweite Merkwürdigkeit in Berleburg ist die Zigeunerkolonie, eine Reihe niedriger Häuschen, die wir vor der Stadt rechts oben auf einer Anhöhe unterscheiden. Eine Eisenbahn gibt es bisher in Berleburg noch nicht. Das einzige regelmäßige Verkehrsmittel ist die Postkutsche, die nach Raumland, der nächsten Station der aus dem Siegerland kommenden Bahnlinie fährt. Da ist es begreiflich, daß in dem ehemaligen Residenzstädtchen kein sonderlich reges Leben herrscht. Außer dem Landratsamt und einigen besseren Privathäusern ist in der unteren Stadt nicht viel Merkwürdiges zu sehen. Eine breite steinige Straße führt den Berg hinauf zum Schloß. Vor der Tür der mit Schiefer bekleideten Häuser stehen zumeist drei Bäume; zum Teil wohnen dort fürstliche Beamte. Sie sehen alle recht altmodisch, aber doch recht gemütlich aus, diese Häuser mit den gebogenen Fensterscheiben. Oben auf dem Berge finden wir zuerst ein Kriegerdenkmal, rechts und links sehen wir Läden von Hoflieferanten: einem fürstlichen Hofapotheker und einem fürstlichen Hofmetzger, der nebenbei auch Wirtschaft betreibt. Ein Spaßvogel hat einmal bemerkt: Wer ein Berleburger Mädchen

heiratet, wird sofort mit zwölf Hoflieferanten verwandt. Etwas Wahres ist daran, und es ist auch begreiflich, daß sich in einem solchen Städtchen das Leben zum großen Teil um das Schloß dreht.

Keine weltgeschichtlichen Ereignisse haben sich in Berleburg und dem Wittgensteinschen Ländchen abgespielt, aber seine Geschichte ist doch reich an Erinnerungen, die auch kulturhistorisches Interesse haben.

Zur Zeit der Römer war das Land von den Chatten bewohnt, die nachher in den Stamm der Ostfranken aufgegangen sind. Später kam es in den Besitz der Grafen Wittgenstein. Die eigentliche Geschichte dieses Hauses beginnt mit einem Grafen Werner (1174–1201), der 1197 an einem Kreuzzuge nach Palästina teilnahm. Der Hügel, auf dem der älteste Teil der Stadt liegt, gehörte dem 1072 durch Erzbischof Anno II. von Köln gegründeten Benediktinerkloster Grafschaft (im heutigen Kreise Meschede), das dort eine Niederlassung hatte.

Die Grafen von Wittgenstein hatten im 14. Jahrhundert vielfach mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen. Als 1395 der Mannesstamm ausstarb, vermählte sich die Tochter des letzten Grafen mit dem Grafen Valentin von Sayn, in dessen Besitz die Wittgenstein-Berleburger Güter übergingen.

In der Raubritterzeit waren die Grafen von Wittgenstein nicht besser als andere ihres Geschlechts. So trieb am Ende des 14. Jahrhunderts der Graf Johann die Wegelagerung in großartigem Maßstabe, bis die benachbarten Fürsten, namentlich Landgraf Hermann von Hessen und der Graf Johann I. von Nassau-Dillenburg, sich vereinigten, um ihm das Handwerk zu legen. Aber erst nach zweijähriger Fehde wurde er gefangen und in Dillenburg in Eisen und Bande gelegt. Um loszukommen, mußte er sich zu den schimpflichsten Bedingungen verstehen. Aber andere seines Stammes zeichneten sich durch ritterliche Taten, haushälterischen Sinn und Fürsorge für ihre Untergebenen aus. In der Blütezeit ihres Hauses waren sie Herren ausgedehnter Besitzungen an der Lahn und Eder; erst später sahen sie sich auf ihr etwa 9¹/₂ Quadratmeilen umfassendes Gebirgsland eingeschränkt.

Das Städtchen Berleburg bestand anfänglich nur aus wenigen Häusern, die sich an die Burg anschlossen und mit Mauern und Türmen umgeben waren. Stadtrechte erhielt es zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Noch im 16. Jahrhundert war die ganze Umgegend dichter Wald, Dornen und Gestrüpp füllten die sogenannte Aue, das Odebarnstal, so daß kaum etwas Heu von den Bürgern geerntet wurde. Wilde Schweine hausten in der Gegend so sehr, daß ohne den sogenannten Schweinspieß kein Bürger die Stadt verließ. Wilde Katzen, Füchse, Wölfe, sogar Bären machten die Gegend unsicher. Noch zu Zeiten des Grafen Johann (1506 bis 1551) wurden etliche Bären gefangen, die den armen Leuten viel Schaden zufügten an Pferden und Bienen. Der Graf ließ die Bären- und Schweinsköpfe an das Tor der Burg nageln. Die Berleburg war vorher nicht viel mehr als ein Jagdhaus gewesen, und erst der erwähnte Graf Johann ließ mehrere neue Gebäude auführen. Ein alter Chronist berichtet über ihn: „Wie ich von glaubwürdigen Leuten gehört, haben Ihre Gnaden damals nicht mehr an Barschaft denn 12 Hornische Gulden (ä 12 Albus) gehabt; aber es hatte dazumal reiche Bauern, mußte von Tag zu Tag das beste bei Ihro Gnaden tun“. Die alten Chroniken erzählen mancherlei von dem Hörigkeitsverhältnis der Untertanen des Grafen. Heiratete ein Höriger ein Mädchen außerhalb des grundherrlichen Gebiets, so mußte er die Erlaubnis der Herrschaft einholen und später wurden die Kinder zwischen den beiden Herrschaften geteilt. Die Menschen wurden eben als Zubehör der Güter angesehen. Als 1606 die ältere Linie ausstarb, erbte Graf Ludwig der Aeltere auch die Herrschaft Sayn. Seine drei Söhne gründeten dann 1607 die Linien Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Sayn-Wittgenstein-Sayn und Sayn-Wittgenstein-Hohenstein. Der älteste, Georg, erhielt Berleburg, der jüngste, Ludwig, Schloß Wittgenstein, Laasphe, und jeder die angrenzenden Gebiete; dazu kam für Ludwig noch 1651 die Grafschaft Hohenstein am Harz, eine Schenkung des Großen Kurfürsten, die aber wieder verloren ging. Ein mittlerer Sohn erhielt Sayn, das jedoch bald an eine andere Saynsche Linie fiel.

Die vom Grafen Georg gestiftete Linie Sayn-Wittgenstein-Berleburg teilte sich 1694 in drei Zweige: Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Sayn-Wittgenstein-Karlsburg und Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg. Der Stifter der ersteren war der fromme Graf Kasimir (gestorben 1741), dessen Andenken sich bis auf den heutigen Tag lebhaft im Volke erhalten hat. Unter ihm kam am Anfang des 18. Jahrhunderts eine neue Blütezeit ins Land. Seine tiefernste Mutter Hedwig Sophie war die Freundin des Pietisten Francke und des Mystikers Tersteegen. Das Land wurde damals ein Freihafen für die wegen ihrer freien kirchlichen und separatistischen Richtung aus Württemberg, dem Elsaß und anderen Gegenden vertriebenen Baptisten. In Berleburg, Homminghausen, Schwarzenau, Saßmanshausen ließen sich viele von ihnen nieder und brachten nicht nur tieferes

religiöses Leben mit, sondern auch allerlei gewerbliche Kenntnisse und Fertigkeiten, so z. B. die Sergeweberei, die später wieder fast ganz verschwand. In jener Zeit entstand dort die mystisch-pietistische Kirchenzeitung „Fama“ und die sogenannte Berleburger Bibel. Diese erschien von 1726 bis 1742 in acht Foliobänden unter Protektion und Mitarbeit des Grafen Kasimir. Seit jener Zeit ist Berleburg in den Annalen des Pietismus bekannt, und noch jetzt findet sich der Separatismus sowohl im Wittgensteiner als im Siegener Land.

Im siebenjährigen Kriege wurde das ganze Land durch die vielen Abgaben, Einquartierungen und Durchzüge der Soldaten aufs äußerste erschöpft. Am 8. Oktober 1762 siegten die Alliierten in Burgfeld bei Berleburg über das französische Conflanssche Korps. Im Jahre 1792 wurde die Berleburger Grafenlinie und 1804 die Hohensteiner Linie in den Fürstenstand erhoben. Aber schon im Jahre 1806 verloren sie ihre Selbständigkeit.

Kurz vor Auflösung des Deutschen Reiches befanden sich im Besitz sämtlicher Linien des Hauses Sayn-Wittgenstein nur noch die Grafschaft Wittgenstein, die Herrschaft Homburg an der Mark und kleine Besitzungen bei Medebach und Flammersfeld. Durch die Rheinbundsakte von 1806 wurde die Grafschaft Wittgenstein der Souveränität des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, Ludwigs X., unterworfen. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurden aber die Grafschaften Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg durch einen am 30. Juni 1816 in Frankfurt a. M. unterzeichneten Staatsvertrag an Preußen abgetreten. Sie wurden, obgleich ursprünglich nicht zum alten Sachsen- und Westfalenlande gehörig, ihrer geographischen Lage halber mit dem Regierungsbezirk Arnsberg verbunden.

Das Haus Sayn-Wittgenstein aber, speziell die beiden fürstlichen Hauptlinien zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg und zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein sind im Besitz aller derjenigen Besitzungen geblieben, die sie zur Zeit des alten deutschen Reiches inne hatten, namentlich als ehemals reichsunmittelbare Fürsten im standesherrlichen Besitz der Grafschaft Wittgenstein und der Herrschaft Homburg an der Mark (jetzt zum Kreis Gummersbach, Regierungsbezirk Köln, gehörig), wenn sie auch durch die neuere Gesetzgebung und durch freiwilligen Verzicht einer Anzahl von früher ausgeübten öffentlichen und Privatrechten über diese Territorien entkleidet worden sind. Durch die Uebereinkunft mit Preußen vom 16. Juli 1821 sind die standesherrlichen Verhältnisse näher geregelt worden. Der Chef des Berleburger Zweiges ist gegenwärtig Fürst Albrecht (geboren am 16. März 1834), der unvermählt geblieben ist, während Fürst Stanislaus (geboren 1872) der Chef der in Wittgenstein residierenden Linie ist.

Der Oheim des jetzigen Fürsten, Prinz August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1788 bis 1874) war herzoglich nassauischer Generalleutnant. Er war vom 21. Mai bis 20. Dezember 1849 Reichskriegsminister und vom 7. Februar 1852 bis zur preußischen Okkupation von 1866 nassauischer Staatsminister ohne Portefeuille und Ministerpräsident.

Sein Sohn, Prinz Emil, ist als Dichter bekannt geworden. Er brachte es bis zum russischen Generalleutnant. Geboren 1824 in Darmstadt, wo er das Gymnasium besuchte, trat er in großherzoglich-hessische Dienste, begleitete 1845 den Prinzen Alexander von Hessen nach Kaukasien und nahm an den dortigen Kämpfen teil. Er war auch 1848 mit im Kriege gegen Dänemark und trat dann in russische Dienste. Als Generaladjutant des Kaisers Alexander nahm er noch 1877 am Türkenkriege teil und starb am 16. September 1878 zu Egerm am Tegernsee. Er hatte 1856 Pulcheria Prinzessin Cantacuzenos geheiratet, doch verlor er seine Gattin schon 1865 durch den Tod.

Die Fürsten zu Wittgenstein besitzen noch jetzt einen großen Teil ihres früheren Landes, namentlich die ausgedehnten Forsten. Nach der Mediatisierung verblieb ihnen auch noch eine Reihe von Jahren die Gerichtsbarkeit unter dem Namen „Königlich Preussisches Fürstlich Wittgensteinisches Land- und Stadtgericht.“ Jetzt besitzen sie noch einige andere Rechte z. B. mit Bezug auf das Bergwerkseigentum u. a. sowie die Polizeigewalt im Schloß und dem zugehörigen Gehege. Durch eine an den Eingängen des Schloßparks zu Berleburg angeschlagene Bekanntmachung bringt die „Fürstliche Schloßpolizei-Verwaltung“ dem Touristen ihre Existenz zur Kenntnis. Der jetzige Haupthau des Berleburger Schlosses, das sogenannte Corps de logis, ist von 1733 bis 1736 durch den Grafen Kasimir im Renaissancestil erbaut worden. Der rechte Seitenflügel ist der „alte Bau“, der im Jahre 1550 renoviert wurde; dieser enthält im Erdgeschoß Räumlichkeiten, die anscheinend zu gerichtlichen Verhandlungen bestimmt waren (in der Rüstkammer mit reichhaltiger Waffensammlung werden noch jetzt Folterwerkzeuge aufbewahrt), während das mittlere Geschoß die Wohnzimmer, das obere die Prachtzimmer enthielt. Der linke Seitenflügel wurde um das Jahr 1760 vom Grafen Ludwig Ferdinand erbaut; er enthält unten Marstall und Remisen. In dem drei Stockwerk hohen Hauptbau wohnt der Fürst, der Junggeselle ist, er interessiert sich für

Literatur und Kunst, namentlich liebt er die Musik (er hält sich sogar eine eigene kleine Kapelle). Auf die Jagd geht er selten, doch hält er, wie schon seine Vorfahren, einen stattlichen Marstall.

Zum Schloß gehören noch mannigfache Gebäude aus älterer und neuerer Zeit, so der von einem Blumengarten umgebene Bau, die „Münze“ genannt. Derselbe stammt wahrscheinlich aus der Zeit, wo das Grafenhaus noch das Münzrecht ausübte. Im Archiv sind noch zahlreiche Münzstempel vorhanden. Unter dem Kreuzgarten, dem oberen Teil des Parks, befanden sich tiefe Verließe, die als Gefängnis benutzt wurden.

Die fürstliche Bibliothek enthält seit alter Zeit eine Abschrift des „Titirel“ von Wolfram von Eschenbach aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, auf deren letztem Blatt ein Ritter und ein Mönch in Wasserfarben abgebildet sind mit der Unterschrift: „Johannes (der Mönch) überreicht dem Ritter Reinhard Winter das für ihn geschriebene Buch.“

Um das Schloß dehnt sich ein prächtiger Park aus, der auch für das Publikum offen steht. Große, regelmäßige Alleen mit alten Ahornen, Linden und Kastanienbäumen ziehen sich an der Stadt entlang. Die Berleburger nennen den Schloßpark Tiergarten, weil die Fürsten Rehe und Hirsche darin halten. Es sind weitläufige Anlagen, denen es auch nicht an Wasser und einem Teich fehlt. Vor einem langgestreckten, niedrigen Gartenhause stehen vier mächtige Göttinnen oder Musen aus Stein, üppige Weibergestalten mit emporgeschürztem Kleide und enthüllter Brust. Diese Statuen stammen offenbar aus dem 18. Jahrhundert, ebenso wie die Amoretten, die die Parkmauer krönen. Die Häuser am Fuße des Schloßberges sind seit dem 17. Jahrhundert entstanden. Handel und Verkehr ist in dem Städtchen nie bedeutend gewesen. Die Bewohner befassen sich seit alter Zeit mit Ackerbau und Viehzucht, einige treiben auch Handel mit Holz, Holzkohlen und Holzwaren, die in der Umgegend angefertigt werden. Die Zahl der Bewohner übersteigt nur wenig 2100, die fast ausschließlich protestantisch sind. Seitdem Berleburg Kreisstadt ist, hat es außer dem Amtsgericht auch ein Landratsamt. Bei der zunehmenden Bureaucratie muß selbst in einem so weitentlegenen Städtchen unheimlich viel verwaltet und geschrieben werden.

Das war früher anders. Von dem Bürgermeister Melchior Schmidt, der 1578 seines Amtes waltete, wird z. B. berichtet: „Der Bürgermeister hat dieses Jahr nichts ausgerichtet, hat derweil hinter dem Ofen Rüben und Birnen gebraten.“ Schon einige Zeit vorher hatte man beschlossen, daß die Verwaltung jedes Jahr eine Rechnung ablegen müsse, damit die Leute „ihre Maul zuhalten“ müßten und kein Bürger mehr sagen dürfte: „Unser Bürgermeister samt den Schöffen haben die Stadt um das Ihre gebracht oder sie haben's gefressen und versoffen.“

II.

Eine anfallige Erscheinung im Wittgensteiner Lande sind die Zigeunerkolonien, wohl die einzigen, die jetzt noch in Deutschland bestehen. Man hat früher mehrfach Versuche gemacht, größere Massen Zigeuner mit Güte oder Gewalt anzusiedeln, aber man hat damit keinen Erfolg gehabt. Am bekanntesten sind die Versuche, die Maria Theresia und Josef II. in den Jahren 1761 bis 1783 in Ungarn machten. Auch der evangelische Missions-Hilfsverein zu Naumburg unternahm denselben Versuch 1830 mit Unterstützung der preußischen Regierung in Friedrichlohra bei Nordhausen (in der preußischen Grafschaft Hohenstein), allein auch dieser Ansiedlungsversuch ist mißglückt. Nur im Wittgensteiner Land sind an mehreren Orten die Zigeuner seit etwa 170 Jahren sesshaft geblieben, doch haben sie im übrigen von ihren Stammeseigentümlichkeiten nicht sonderlich viel eingeübt.

Die Zahl der Zigeuner im Wittgensteiner Land betrug 1817 erst 47, 1872 aber schon 107. Doch war damals diese Zahl nicht immer ortsanwesend. Bis heute haben sie sich schon auf über 200 vermehrt, davon wohnen über 60 bei Berleburg außerhalb der Stadt in einer Kolonie „Vor der Lause“, 40 in Saßmannshausen bei Laasphe und in den zehn zerstreut liegenden Häusern zu Laibach, Altengraben und Hemschlar durchschnittlich acht bis zehn Personen. Es scheinen ursprünglich nur wenige Familien gewesen zu sein, denn noch jetzt besitzen sie alle nur die wenigen Familiennamen, die ihnen damals beigelegt wurden, so Jansen, Rebstock, Freitag, Medbach, Lakarin. Sie sind alle unter sich verwandt, und sogar Verwandtschaftssehen zweiten Grades sind sehr häufig. Von ihren Familiennamen ist Lakarin vielleicht der einzige, der einigermaßen an ihre fremdländische Herkunft erinnert. Aus welchem Land sie gekommen sind, vermag nicht mehr festgestellt zu werden, da das fürstliche Archiv keine Mitteilung darüber enthält. Bei den Zigeunern selbst scheint die Erinnerung an ihre frühere Heimat völlig geschwunden zu sein. Sorglos wie sie in den Tag hineinleben, scheinen sie für die Erhaltung einer solchen Tradition kein Verständnis zu haben.

Ueber den Zeitpunkt ihrer ersten Niederlassung sind wir wenigstens einigermaßen orientiert. Sie sind nämlich im 18. Jahr-

hundert von dem oben erwähnten Grafen Kasimir, der von 1721—1741 regierte, in das Land gezogen worden. Ob der pietistisch-protestantische Graf dabei vielleicht einer menschenfreundlichen Absicht folgte, ist nicht bekannt, da sich in den Archiven keine Angabe darüber vorfindet. Doch ist dies kaum anzunehmen, da er sie dann wohl veranlaßt hätte, protestantisch zu werden. Sie sollen längere Zeit als Botengänger (vielleicht wie die Zigeuner in Walter Scotts „Quentin Durward“), nebenbei auch als Spaßmacher gedient haben, bis sie sich seßhaft machten.

Noch bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts sind sie ihrem Hang nach einer vagabundierenden Lebensweise gefolgt. Sie gingen meist mit einem kleinen Trödelkram (irdene Waren, Nadeln, Zwirn u. s. w.) hausieren, doch war der Absatz der denkbar geringste und das ganze Geschäft war mehr ein Vorwand zum Betteln und Stehlen.

Die Bezeichnungen „In der Lause“ oder „Vor der Lause“ soll nicht etwa eine Andeutung der Unreinlichkeit der Zigeuner sein, denn sie rührt von dem Namen eines Bächleins, „die Lause“, her, die in die Odeborn fließt. An einem Abhang liegen in einer Reihe ein Dutzend Häuser, doch sind die ersten von Einheimischen bewohnt. Es sind niedrige Häuschen aus Fachwerk ohne Obergeschoß, kaum Ställen vergleichbar. Die Frauen und Kinder, die man durch die offenstehenden Türen erblickt, sind völlig verwahrlost. Die Fensterscheiben sind zerschlagen und an den Wänden hängen als fragwürdiger Schmuck Tapetenfetzen. Nur das eine oder andere Häuschen sieht etwas ordentlicher aus; dort gibt es wenigstens kleine Vorhänge an den Fenstern. Die meisten Zigeuner halten eine Ziege oder ein Schwein im Keller oder in einem Verschlag dicht an der Wohnstube. Es kann in einem Stall wirklich nicht elender aussehen als in diesen Wohnräumen, wo in zwei Zimmern meist zehn Personen kunterbunt durcheinandergewürfelt hausen. Vor den Häusern hocken Frauen, Kinder und alte Leute, schmutzig und schmierig und stieren mich neugierig an. Nur selten verirrt sich ein Tourist nach dieser Kolonie. Die Bewohner haben noch genau dasselbe Aussehen wie ihre wandernden Stammesgenossen; braungelbe Farbe, dichtes schwarzes Kraushaar, kräftige Glieder, große schöne Augen. Die Männer lassen den Schnurrbart herabhängen, während ältere den Vollbart wachsen lassen. Die Frauen sind in der Jugend schön, altern aber schnell und werden dann sehr häßlich. In der Tracht unterscheiden sie sich nicht mehr von den Einheimischen. Ihre Sprache haben die Zigeuner schon seit langer Zeit aufgegeben, doch ist das Deutsch, das sie sprechen, noch vielfach mit Ausdrücken ihres Kauderwelsch vermischt. Einzelne ältere Zigeuner scheinen ihre frühere Sprache wenigstens noch teilweise zu kennen.

Noch 1875 schrieb der damalige Landrat v. Schrötter in seiner statistischen Beschreibung des Kreises Wittgenstein: „Die Zigeuner nähren sich in ihrer bisherigen Weise ihres Volkes halb vagabundierend durch Betteln und auf sonstige zweifelhafte Weise; eine feste Beschäftigung haben nur erst wenige angenommen.“

Seit jener Zeit ist immerhin schon ein Fortschritt zu verzeichnen, denn die männlichen Zigeuner sind inzwischen zum Teil Waldarbeiter geworden. In den Sommermonaten wird ein Teil der Männer in den fürstlichen Waldungen als Holzsteller und in den fürstlichen landwirtschaftlichen Betrieben als Tagelöhner beschäftigt, während andere ihrem Verdienste als Maurerhandlanger, Chausseearbeiter oder in den Schiefergruben nachgehen. Einzelne derselben werden noch immer wieder vom Wanderfieber ergriffen; haben sie einen oder zwei Monate gearbeitet, so ziehen sie einige Zeit als Hausierer ins Land, kehren aber immer nach ihrer Niederlassung zurück.

Die fürstliche Verwaltung ist mit ihnen als Arbeitern zwar zufrieden, doch arbeiten sie dort nur deshalb fleißig, weil sie stets unter Aufsicht stehen. Im übrigen sind sie auch jetzt noch arbeitsscheu und zu Gewerben wenig oder gar nicht brauchbar, obschon ihnen die Fähigkeiten dazu nicht fehlen. Die elendeste Nahrung ist ihnen recht. Früher dürften sie ihre Lebensmittel wohl zusammengebettelt haben, sowie sie sich ja auch vor Diebereien nicht scheuten. Aber sie haben sich doch schon soviel an die Arbeit gewöhnt, daß sie sich wenigstens das Notdürftigste für ihren Unterhalt verdienen, und im übrigen haben sie auch Respekt vor der preußischen Polizei.

Die Frauen gehen im Sommer, wenn's an Arbeitskräften fehlt, mit den Bauern ins Heu; sonst hausieren sie vielfach, ebenso wie die Männer während der Winterszeit, mit Schnüren, Nadelkram, irdenem Geschirr u. s. w. auf Grund eines Wandergewerbescheines. Mit der Ehrlichkeit nehmen die Zigeuner es nicht genau. Man darf ihnen nur gegen bar verkaufen, denn wer ihnen etwas borgt, hat auf keine Bezahlung zu rechnen. Daß Pfandverschleppung und dergl. strafbar ist, vermögen sie nicht einzusehen. Sie haben noch jetzt eine Vorliebe für sonderbare Leckerbissen wie Fische, Igel und dergl. und wenn sie einem Jäger begegnen, so fragen sie stets nach

solchen Tieren. In die Wirtschaften gehen sie wenig; sie trinken gewöhnlich zu Hause ihr Bier und ihren Schnaps. An ihrem Körper sind die Zigeuner meist ebenso unreinlich wie in ihren Wohnungen. Es gibt aber einzelne schöne Typen unter ihnen. Manche ziehen sich Sonntags recht fein an und sind dann, abgesehen von ihrem dunklen Teint, der ihnen sehr schön steht, von anderen Leuten kaum zu unterscheiden. Ein junger Maler in Berleburg hatte einst einen alten Zigeuner mit struppigem Haar und Bart angetroffen, den er abkonterfeien wollte. Er machte eine flüchtige Skizze von ihm und bat ihn, am nächsten Tage zu ihm zu kommen, um ihm Modell zu sitzen. Der alte Zigeuner erzählte das zu Hause seiner Frau und diese, stolz auf die ihm widerfahrene Ehre, sorgte dafür, daß er sich vollständig rasieren und das Haar schneiden ließ. Mit glattgeschorenem Kopf und sauber gewaschenem Gesicht präsentierte der Zigeuner sich dann dem verdutzten Maler, der den vorher so charakteristischen Zigeunerkopf kaum wieder erkannte.

In der Stadt zu bauen gestattet man den Zigeunern nicht, und man sucht auch sonst, so wenig als möglich mit ihnen in Berührung zu kommen. Ihre Kinder sind sehr vernachlässigt. Früher wurden sie auch von den Behörden zurückgesetzt. Jetzt besuchen sie die katholische Volksschule, die erst in neuerer Zeit errichtet worden ist. Die Kinder sind geistig durchaus nicht schlecht veranlagt; einige sind in der Schule sehr fleißig, aber zu Hause fehlt es ihnen an jeder Ueberwachung und Anregung. Kommt dann noch hinzu, daß Vater oder Mutter auf der Wanderschaft ist oder wegen irgend einer Straftat im Gefängnis sitzt, so läßt sich natürlich mit den Kindern nicht viel anfangen. Zudem sind die Kinder körperlich zumeist wenig entwickelt, was einerseits seinen Grund in der schlechten Ernährung, anderseits in der Verschlechterung der Rasse (infolge Inzucht) seinen Grund hat. Es kostet ungemein viel Mühe, die Kinder in der Schule an Reinlichkeit zu gewöhnen; namentlich der Gebrauch des Taschentuchs läßt sich ihnen schwer beibringen. Außerhalb der Schule sehen sie nie ein gutes Beispiel, da sie abgesondert wohnen und von den Eltern auch noch vielfach zum Betteln angehalten werden. Von der Zigeunersprache ist den Kindern anscheinend nichts bekannt.

Der Religion nach sind die meisten Zigeuner katholisch, aber schon aus alter Zeit berichtet uns Münster, daß sie ihre Kinder taufen lassen, ohne sich sonderlich um die Religion zu kümmern. Vielfach spekulieren die wandernden Zigeuner nur auf Patengeschenke, sodaß sie ihre Kinder überall taufen lassen, wo sie nur durchkommen. In Berleburg gehen die Zigeuner nur unregelmäßig zur Kirche. Christliches Leben ist ihnen lange ebenso fremd geblieben, wie noch jetzt ein gesittetes häusliches Leben. Streitigkeiten unter ihnen sind nicht selten. Im übrigen aber verhalten sie sich ruhig und sind auch sehr harmlos. Allerdings haben sie vor Jahren einmal in Berleburg das Schützenfest — das Hauptfest in der Gegend — gestört, und seither dürfen sie nicht mehr daran teilnehmen.

Protestantisch sind nur zwei Familien; sie sind es anscheinend durch Mischehen geworden, denn auch jetzt noch kommen solche vor, doch werden gegenwärtig die Kinder in solchen Fällen meist katholisch erzogen. Die Seelsorge war früher sehr vernachlässigt, da nur jeden Monat einmal ein Vikar aus dem drei Stunden durchs Gebirge entfernten Schmollenberg nach Berleburg kam, um hier Gottesdienst zu halten. Mischehen zwischen Zigeunern und Auswärtigen — nicht Eingesessenen des Wittgensteiner Kreises — kommen öfter vor. Die Bewohner von Berleburg verachten die Zigeuner, und wenn diese eine Mischehe eingehen wollen, so müssen sie sich schon auf einem ihrer periodischen Streifzüge einen Lebensgefährten oder eine Gefährtin suchen, die sie natürlich nur in den untersten Volksschichten finden. Im Wittgensteiner Land ebenso wie im Sauerland und teilweise auch im übrigen Westfalen trifft man stellenweise einzelne Personen, Männer und Frauen, die durch eine dunkle Hautfarbe auffallen, ohne jedoch zur Zigeunerrasse zu gehören. Man nennt sie Meckese (Einzahl: der Meckes).

Man nahm früher allgemein an, die Meckese seien eine Mischung von Zigeunern und Eingeborenen und leitete die Bezeichnung von Mixtus (gemischt, Mischling) ab. Allein mehrere Gründe sprechen noch dagegen. Die Zigeuner verachten die Meckese und lehnen jede Gemeinschaft mit ihnen ab. Sie betrachten sie als weit unter ihnen stehend. Ferner kommt die Bezeichnung Meckes auch im übrigen Westfalen vor, wo man die Zigeuner gar nicht kennt. Man bezeichnet damit jemand, der moralisch einem sehr niedrigen Stande angehört. Vielleicht läßt sich aus alten Urkunden oder Schriftstücken feststellen, daß dieser Name in Westfalen schon vorkam, bevor Zigeuner sich im Wittgensteiner Land niederließen.

Es ist gar nicht anzunehmen, daß Mischlinge von Zigeunern und Deutschen sich über einen großen Teil von Westfalen verbreitet haben sollen. Neuerdings hat man deshalb vermutet, die Meckese seien Nachkommen der Kelten, die sich durch die Jahrhunderte hindurch einigermaßen rein erhalten hätten. Sie sind leicht zu erkennen an ihrer dunkleren Gesichtsfarbe und

ihren auseinandergerichteten Augen, sodann aber auch in ihrer Lebensweise. Ihre Beschäftigung besteht meistens im Hausierhandel mit irdenem Geschirr, Nadelkram und Lumpen, wobei sie sich einem vagabundierenden Leben hingeben können.

Vielleicht sieht sich einmal ein Ethnologe vom Fach veranlaßt, der Frage näherzutreten und die Meckese mit den Bewohnern der Gegenden, in denen die Kelten sich verhältnismäßig am reinsten erhalten haben und wo noch jetzt keltisch gesprochen wird (Wales, die Insel Man, Schottland, Irland und die französische Bretagne), zu vergleichen.

Die Meckese gehören ebenfalls der untersten Volksklasse an, sind jedoch der Kultur zugänglicher als die Zigeuner, wenn sie auch meistens in kleinen, unfreundlichen Wohnungen leben. Einen anderen Besitz als ihr Häuschen haben sie nie. Ihre Anzahl wurde im Jahre 1867 mit 132, 1899 mit etwa 160 angegeben, doch waren hierbei nur ausgesprochene Meckese-Typen gezählt, die man als Zigeunermischlinge betrachtete. Ihre Zahl kann sehr wohl höher sein. Sie sind fast zu gleichen Teilen katholischer und evangelischer Konfession und finden sich besonders in den Ortschaften Dotzlar, Henschlar, Erdtebrück, Feudingen und Fischelbach, aber auch in der Gegend von Fredeburg. Auch wenn es wahr sein sollte, daß die Meckese Mischlinge von Zigeunern und Westfalen sind, so könnte man darin noch keineswegs einen Beweis dafür erblicken, daß die Zigeuner geeignet sind, sich mit deutschem Blut zu vermischen, denn einen Fortschritt stellen die Meckese gegenüber den Zigeunern wohl kaum dar.

Es ist klar, daß das alte Zigeunertum immer mehr verfallen muß. Die zivilisierten Staaten suchen sich nach Möglichkeit dieser lästigen Eindringlinge zu erwehren, und die Zahl der Zigeuner, die noch ihre alte Sprache sprechen können, wird immer geringer. Aber wenn man bedenkt, auf welcher Stufe sich die Wittgensteiner Zigeuner noch jetzt befinden, obschon sie seit langem nicht mehr mit ihren auswärtigen Stammesgenossen in Berührung kommen, so wird man begreifen, daß es bei größeren Massen noch viele Jahrhunderte dauern kann, bis sie unsere Kultur angenommen haben.

Die Stadt Berleburg trägt auch etwas Schuld daran, daß die Zigeuner im Wittgensteiner Land nicht vorwärts kommen, da sie ihnen, obschon sie dort heimatsberechtigt sind, keinen anderen Wohnsitz gestattet, als „Vor der Lause“ und ihnen auch nicht zu bauen erlaubt, wenn sie anderswo einen Bauplatz rechtmäßig erwerben wollen. Allein, wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter, und so wohnen die Leute immer zusammen, getrennt von den andern, und legen ihre Roheiten und schlechten Sitten nur langsam ab, obschon sie gegen früher immerhin schon kultivierter geworden sind.

III.

Von Berleburg führt eine Chaussee über Raumland nach Laasphe. Sie ist 21 km lang und durchschneidet den größten Teil des Wittgensteiner Ländchens. Ein etwas kürzerer Weg führt von Weidenhausen über Stünzel und durch einen prachtvollen Hochwald. Auf diesem Wege erreichen wir Schloß Wittgenstein in der Nähe von Laasphe. Es hat eine herrliche Lage hoch auf einem steilen Berge und ist rings von Hochwald umgeben. Dieses Schloß ist die Residenz der Hohensteiner Linie, so genannt, weil ihr einst Hohenstein am Harz gehörte. Es ist das Stammeschloß der früheren Landesherren, die von ihm ihren Namen erhielten. Uebrigens hießen die Grafen von Wittgenstein früher zugleich Grafen von Battenberg, nach einer jetzt in Trümmern liegenden Burg.

Das Schloß Wittgenstein, das im 10. oder 11. Jahrhundert erbaut wurde, hat eine sehenswerte Kapelle und Gemäldesammlung. Die Umgebung ist ganz romantisch. Nicht weit von dem Schlosse, auf einem mit hohen Buchen bestandenen Hügel ist eine altgermanische Verschanzung in der Form eines kreisrunden Erdwalles erhalten; sie wird die „alte Burg“ genannt.

Kurz vor Laasphe hat man einen herrlichen Blick links auf das Städtchen, rechts auf die Friedrichshütte im Lahntal. Laasphe liegt in einem schönen, von bewaldeten Bergen umgebenen Talkessel, in dem sich, aus tief eingeschnittenen Tälern kommend, mehrere Bäche mit der Lahn vereinigen. Es ist umkränzt von wildreichem Hochwald, Buchen-, Eichen- und Fichtenbeständen. Es zählt 2381 Einwohner, hat ein Amtsgericht, Eisengießereien, Wollwarenfabriken und Gerbereien u. s. w. Oberhalb Laasphe, an der noch unbedeutenden Lahn, liegt Saßmannshausen, das nur 39 Eingesessene und etwa 40 Zigeuner zählt. Auch diese haben ihre Sprache aufgegeben und sind meist protestantisch, doch gilt von ihnen dasselbe wie von ihren Stammesgenossen in der „Lause“: Sie sind kaum äußerlich etwas von unserer Kultur beleckt. Anfang der siebziger Jahre wurde die aus neun Hütten bestehende Kolonie, die bis dahin weder einem Gemeinde-, noch einem Gutsverbande angehörte, mit dem fürstlich Wittgenstein-Hohensteinschen Gutsbezirk vereinigt. Diese Kolonie macht noch einen erbärmlicheren Eindruck als

„Vor der Lause“, da die Hütten auf einer kleinen Ebene dicht zusammenstehen.

Von Laasphe gelangen wir in südöstlicher Richtung in das hessische Hinterland, in den Kreis Biedenkopf, in südwestlicher Richtung aber ins gewerbliche Siegerland, in dem auch viele Wittgensteiner ihr Brot verdienen. Einst gehörte das Siegerland den Grafen von Nassau, aber durch den Wiener Kongreß wurde es ebenfalls zu Preußen geschlagen. Hier ist die Landschaft schon ganz verschieden vom Wittgensteiner Land: die Hauberge bilden den größten Teil der Waldfläche. Neben der Gerberei sind Bergbau und Hüttenbetrieb die Haupterwerbsquellen der Bewohner. Hier herrscht denn auch ein Wohlstand, wie wir ihn im Wittgensteiner Lande nirgends gefunden haben. Doch unsere Wanderung ist beendet, da wir die glühenden Hochöfen erblicken; wir haben die Grenzen des mediatisierten Fürstentums bereits überschritten.



Vertretertag deutscher Schülerherbergen.

Von Friedr. Herm. Lüscher in Zwönitz.

(Nachdruck verboten.)

Ende September ist in Schandau, der Perle der sächsischen Schweiz und selbst Sitz einer stark besuchten Herberge, die nur alle drei Jahre stattfindende Hauptversammlung der Hauptleitung und der Abgeordneten der Einzelherbergen abgehalten worden. Da die gepflogenen Beratungen wichtige Beschlüsse gezeitigt haben, bringen wir hier einen gedrängten Bericht darüber. Nachdem bereits am Sonntag Abend im Kurhause eine gesellige Vereinigung stattgefunden hatte, eröffnete der verdiente Vorsitzende und Begründer der Schülerherbergen, Herr Guido Rotter aus Hohenelbe in Böhmen, die Sitzung Montag vormittags 11 Uhr. Die Aufstellung der Anwesenheitsliste ergab, daß 57 Herbergen durch 22 Abgeordnete vertreten waren. Die Nachricht, daß durch die Verbindung mit dem deutschen Touristenverband die Begründung von Herbergen in der Eifel gesichert sei, daß ferner der Odenwaldklub, Frankfurt a. M., Koburg u. a. der Sache sehr freundlich gegenüberstehen, wurde mit Freuden aufgenommen. Von besonderem Interesse war der Bericht des Vorsitzenden über die Entwicklung des deutsch-österreichischen Herbergswesens bis zum Jahre 1903/4. In den 20 Jahren des Bestehens hat sich diese Sache so stetig und sicher aus kleinen Anfängen zu einem Netz von 164 Herbergen mit gegen 700 Betten und einer großen Anzahl Notlager entwickelt, daß schon das ein beredtes Zeugnis für die Gesundheit der verwirklichten Idee ist. Eine Reihe Tafeln mit statistischen Zeichnungen machten diese Entwicklung anschaulich. Der Kassenbericht schloß für die Jahre 1901/4 mit 4085 Kronen Einnahme, 2126 Kronen Ausgabe und wies demzufolge 1959 Kronen Ueberschuß auf. Hierbei sei erneut darauf hingewiesen, daß der Verband sich finanziell ganz selbständig erhält. Er fordert seit einer Reihe von Jahren von den angeschlossenen Vereinen, die Schülerherbergen unterhalten, keinen Zuschuß. Er gewährt Herbergsbücher, Haustafeln, die Schülerausweiskarten, die Berichte und sonstige Drucksachen vollständig unentgeltlich. Alle Vorstandsämter sind Ehrenämter. Seine ganzen Ausgaben deckt er durch Verkauf des Herbergsverzeichnisses. Auch das ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug des Verbandes. Von seiten der Hauptleitung waren drei Anträge eingegangen. Der erste lautete:

Die Beschränkung, daß bei Verteilung der Ausweiskarten außer den deutschen Schulanstalten Oesterreichs, des Königreichs Sachsen und der Provinz Preussisch-Schlesien, nur die Schulanstalten jener Städte, die Sitz einer Ortsgruppe der bei den Studenten- und Schülerherbergen beteiligten Körperschaften sind, berücksichtigt werden, hat zu entfallen.

Man nahm diesen für die Entwicklung und Ausbreitung der Herbergen hoffentlich recht fruchtbaren Antrag einstimmig an mit dem Zusatz, daß man solchen Gebieten, in denen Schülerherbergen unterhalten werden, ohne daß man sich dem Hohenelber Verband angeschlossen hat, die Verbandsherbergen nur öffnet, wenn sie selbst den Zaun niederreißen, den sie um ihr Gebiet errichtet haben.

Es werden also auf geeignete Bekanntmachungen hin (seinerzeit auch im „Tourist“) sich Schulleitungen von Mittelschulen (Gymnasien, Oberrealschulen, Realgymnasien, Seminaren, Realschulen, Akademien, Kunst- und Gewerbeschulen und diesen gleichstehenden Anstalten) schon im nächsten Frühjahr um die Ausstellung von Ausweiskarten für ihre Schüler bei der Hauptleitung in Hohenelbe melden können. Diese Karten berechnen dann zur Einkehr in all den zahlreichen Herbergen Deutschlands und Oesterreichs, die dem Verbande angeschlossen sind.